



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : neue Folge : 5.
Was der Herr Konsistorialrat für Erfahrungen machte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Neue Folge

5. Was der Herr Konsistorialrat für Erfahrungen machte



er Herr Konsistorialrat hatte den Rest seines Altenhausens, der zu erledigen war, mit nach Hause genommen und eben das letzte Stück des Restes abgearbeitet. Nun lehnte er sich mit aufseuzender Befriedigung in seinem Stuhle zurück, faltete die Hände über seiner rundlichen Vorderseite und überdachte das letzte Jahrzehnt seiner Amtsthätigkeit. Er konnte nicht sagen, daß diese Amtsthätigkeit durchaus erfreulich gewesen sei. Es hatte doch gar zu viel totes Schreibwerk gegeben, das thätige Leben, die Gemeinde, der er hätte dienen können, hatte gefehlt. Aber er konnte sich mit Genugthuung das eine sagen, daß er sich durch die Beschäftigung mit trocknen Formen sein warmes Herz nicht hatte nehmen lassen. Wie manche Handreichung hatte er den Amtsbrüdern, besonders denen auf dem Lande, die gar zu leicht in ihren Anschauungen auf die Stufe des sie umgebenden Lebens herabgezogen werden, gethan, um sie auf der Höhe ihrer Aufgabe zu erhalten! Wie manchen sorgenden oder klagenden Amtsbruder hatte er durch ein gutes Wort gestärkt und aufgerichtet!

Er hatte es auch eben in diesem letzten Schriftstücke gethan. Er nahm es nochmals in die Hand und überlas, was er geschrieben hatte. Es war die Antwort auf eine Eingabe der Ephorie Hagelingen, in der ausgesprochen war, daß die Schwierigkeiten zwischen Gemeinde und Pfarramt ihren Grund meist darin hätten, daß die Pfarrer in ihrem Einkommen von den Gemeinden abhingen. Die Pfarrer müßten selbständig gestellt werden; sie müßten ihren Gehalt aus einer kirchlichen Kasse beziehen; besonders nötig sei es, die Zehnten und Naturalabgaben abzulösen, da diese Art der Einnahme des geistlichen Standes nicht würdig sei. Der Herr Konsistorialrat hatte dieser Auffassung nicht zustimmen können. Er hatte geglaubt, daß durch Geben und Nehmen ein segensreiches Band zwischen Geistlichem und Gemeinde geknüpft werde, das man nur zum Schaden beider Teile auflösen würde. Das Pfarramt bietet, so hatte er geschrieben, der Gemeinde das Brot des Lebens, und es empfängt von der Gemeinde das Brot des Leibes. Dieser Austausch fördert auf beiden Seiten das Gefühl der Zusammengehörigkeit und des gegenseitigen Vertrauens. Das, was das Gemeindeglied darreicht, ist ein Opfer an heiliger Stätte, es muß als ein solches angesehen und entgegengenommen werden, nämlich mit Demut und Dank. Es würde eine Versündigung an dem frommen Sinne des Landmanns sein, wenn man seine Garbe verschmähen und das gern gebrachte Opfer

zur ungerne gezahlten Steuer umgestalten wollte. Wir können nicht finden, daß die geistliche Thätigkeit des Amtes durch diese materielle Seite geschädigt werde. Kann doch im Gegenteil mancher Anlaß geistlicher Einwirkung gerade hier gefunden werden. Wir haben das Vertrauen zu der Umsicht und Selbstlosigkeit der Herren Geistlichen, daß sie etwaige Schwierigkeiten, die ja nicht ausbleiben können, wie bisher, so auch künftig in befriedigender Weise überwinden werden. Der Herr Konsistorialrat legte das Schriftstück nieder in der Überzeugung, die Brüder in Hagelungen darin durch geistlichen Zuspruch gestärkt zu haben.

Es war seine letzte Verfügung, die er als Konsistorialrat geschrieben hatte. Denn er hatte sich entschlossen, auf die höhere geistliche Würde zu verzichten, aufs Land zu gehen, eine Pfründe anzunehmen und Pastor in Wasendorf zu werden. Eben trat die Frau Konsistorialrätin in changeantfarbigem Seidenkleide ins Zimmer, um den Herrn Gemahl zu einem Abschiedessen bei Herrn Kommerzienrat Mübsamen abzurufen. Man aß dort — nebenbei bemerkt — vorzüglich.

Kurz darauf siedelte der Herr Konsistorialrat nach Wasendorf über. Man nahm ihn mit offenen Armen auf. Besonders hatten sich die großen Ökonomen des Ortes angestrengt; sie hatten sich in Aufmerksamkeiten gar nicht genug thun können. Der Verkehr machte sich über Erwarten gut. Selbst die Frau Konsistorialrätin, die als Frau Divisionsprediger in A. und dann als Frau Konsistorialrätin in B. in den feinsten Kreisen zu verkehren gewohnt war, war nicht ganz unzufrieden. Oberpredigers in Frettchenstedt — der Herr Oberprediger war früher Marineprediger gewesen — waren sehr nett, Landrats in Olbra, Amtrats in Buchenwinkel, Kommerzienrats in Schlehingen waren auch sehr nett. Selbst mit den großen Ökonomen im Dorfe ließ sich verkehren. Konsistorialrats hätten nicht gedacht, daß es unter den Ökonomen so gebildete Leute gebe. Das Haus war neu eingerichtet worden. Die Gemeinde hatte gethan, was sie konnte, das heißt, was die Kirchenkasse konnte. Als nun noch neue Wünsche und Bedürfnisse zu Tage traten, gab es wohl einige Bedenken und schüchternere Einsprüche, aber sie wurden ohne große Mühe von der geistlichen Verehrsamkeit des Herrn Konsistorialrats überwunden. Gerade dies bereitete dem Herrn Pastor eine besondere Genugthuung, daß er fühlte, er hatte die Zügel in der Hand, das Dorf folgte seiner Leitung. Man brauchte nur den Leuten in eindringlicher und herzlicher Weise vorzustellen, was geschehen sollte, so waren sie leicht gewonnen. Er seinerseits konnte über Schwierigkeiten nicht klagen und war geneigt, anzunehmen, daß die Herren Amtsbrüder, die über ihre Gemeinden zum Erbarmen klagten, wohl der Lage nicht recht gewachsen wären.

Eines Morgens, als gerade der Herr Kantor ins Studirzimmer trat, läutete, und zwar zu ungewohnter Stunde, die kleine Glocke.

Warum läutet man denn? fragte der Herr Konsistorialrat.

Es ist die Bettelglocke, Herr Konsistorialrat, erwiderte der Herr Kantor in ehrfurchtsvollem Tonfalle.

Was? Die Bettelglocke? Für wen bittet man denn?

Für den Herrn Konsistorialrat und für meine Wenigkeit.

Man bittet für Sie und mich? Das finde ich aber kostbar.

Ja, Herr Konsistorialrat, es ist das Quartalgeld, 25 Pfennige von den Interessenten und 12 $\frac{1}{2}$ Pfennige von den Neusiedlern. Das wird quartaliter eingesammelt, nachdem die Bettelglocke in zwei Pulsen geläutet hat. Ich wollte mir eben erlauben, den Herrn Konsistorialrat um die Hebeliste zu bitten.

Das ist ja großartig. Denk einmal, Constanze, sagte der Herr Pastor zu

seiner eben eintretenden Frau, man läutet mit der Bettelglocke, um anzuzeigen, daß für den Pfarrer und Lehrer das Quartalgeld zusammengebettelt wird.

Nein, das ist ja abscheulich. Martin, das mußt du abschaffen.

Es geht nicht, liebes Kind, es ist ein Gehaltssteil, auf den ich im Interesse der Stelle nicht verzichten dürfte, wenn ich auch wollte. Aber man könnte die Gelder ablösen. Nicht wahr, Herr Kantor?

Gewiß, allerdings, man könnte sie ablösen. Ich wäre sehr dafür. Denn ich empfinde das Geschäft des Einsammelns als eine Entehrung. Es ist eine Sache, die des Lehrerstandes nicht würdig ist. Ich wäre sehr dankbar, wenn der Herr Konsistorialrat die Ablösung ins Auge fassen wollten.

Man könnte es ins Auge fassen, wenn ich auch darin, daß ein Christ den christlichen Mitbrüder um sein täglich Brot bittet, keine Entehrung finden kann.

Der Herr Kantor war weit entfernt, darauf etwas zu antworten, aber er machte ein Gesicht, als ob er sagen wollte: Wenn du nur die Groschen selber einsammeln und die Redensarten hören müßtest, die dabei gemacht werden, so würdest du anders reden.

Am Abend waren Konsistorialrats zu Großkopfs eingeladen. Natürlich brachte die Frau Konsistorialrätin die Rede auf die Bettelglocke und die Quartalgelder und fragte, ob das nicht für alle Beteiligten etwas entwürdigendes wäre. Aber sie fand kein rechtes Verständnis für ihre Klagen. Die gebildeten Ökonomen hielten es im Grunde für ebenso natürlich, daß der Pfarrer zum Läuten der Bettelglocke seine Gelder einsammelte, wie daß bei ihnen der Misthaufen vor der Thür lag. So etwas gehörte nun einmal zum Geschäft. Aber da sich die Frau Konsistorialrätin über die Bettelglocke aufregte, so stimmten die gebildeten Ökonomen aus Höflichkeit zu, fanden die Sache unzeitgemäß und nannten sie einen Skandal, eine Sache, die unbedingt abgeschafft werden müsse. Der Herr Konsistorialrat legte die Frage in der nächsten Sitzung dem Gemeindefkirchenrate vor, fand aber auch hier keine freundige Zustimmung. Man machte bedenkliche Mienen. Die Gemeinde würde es wohl nicht zufrieden sein; besonders würden die Neusiedler dagegenreden, denn es sei wenig Geld im Dorfe. Die letzte Ernte sei nicht gut gewesen, und der Weizen gelte nichts, und mit den Zuckerrüben werde es auch alle Jahre schlechter. Sie selber hätten ja gegen die Ablösung nichts einzuwenden, und es sei ja ein ganz gutes Geschäft, eine dauernde Last mit dem dreiundzwanzigsfachen Betrage für immer los zu werden. Aber wenn die Gemeinde nicht wolle, so wolle sie nicht. Hier öffnete der Konsistorialrat die Schleusen seiner Beredsamkeit und führte dem Gemeindefkirchenrate zu Gemüte, daß es doch nicht schwer sein könne, einer verständigen Meinung in der Gemeinde Gehör zu verschaffen, wenn man sich nur rechte Mühe gebe. Wenn nach § 25 des Gesetzes vom 10. September 1873 der Gemeindefkirchenrat das Organ der Gemeinde sei, das das kirchliche Interesse nach allen Seiten zu wahren habe, so möge der Gemeindefkirchenrat, um das kirchliche Interesse wahrzunehmen, die Unkundigen aufklären und die Widerstrebenden eines Bessern belehren. Er zweifle nicht daran, daß die Gemeinde einer verständigen Belehrung und herzlichen Bitte zugänglich sei. Die Herren vom Gemeindefkirchenrat schwiegen — es war ja auch gar nicht ihre Sache, zu entscheiden, ob der Pfarrer die Ablösung beantragen solle oder nicht. Na, mich solls wundern! sagte in der Stille einer zum andern.

Der Herr Konsistorialrat beschloß also, abzulösen. Aber es verging noch Jahr und Tag, ehe es zum Ablösungstermin kam, denn die rechtliche Lage war verwickelt, und das Pfarrarchiv in schauderhaftem Zustande.

Nun gab es im Orte einen Gastwirt mit Namen Mautsch. Dieser Gastwirt war katholisch und war von seinen Freunden in den Schulvorstand gewählt worden. Da that er nichts Gutes und nichts Schlimmes. Aber dem Herrn Konsistorialrat war es ein entwürdigender Gedanke, daß eine evangelische Schule einen Katholiken in ihrem Vorstande habe. Er sorgte also dafür, daß Herr Mautsch bei der Neuwahl nicht wieder gewählt wurde. Daraus entstand eine Todfeindschaft des Gastwirts gegen den Herrn Konsistorialrat, von der dieser freilich keine Ahnung hatte. Bei Mautsch hatten von jeher die unruhigen Elemente des Dorfes verkehrt. Hier wurden Weltverbesserungspläne geschmiedet und auf alles geschimpft, was in den „Gesichtswinkel“ des dort versammelten Kollegii kam. Sozialdemokraten waren es gerade nicht, doch war man reichlich mit demokratischem Öle gesalbt. Man hatte einen unüberwindlichen Abscheu davor, überhaupt irgend etwas zu sollen, vor allem etwas zahlen zu sollen. Alles, was Steuern und Renten hieß, erschien als eine Art Verbrechen an der Menschheit. Mit der Biersteuer, bei der man sich ziemlich hoch einschätzte, war das etwas andres, das war eine freiwillige Sache.

Bisher waren der Herr Amtsvorsteher und der Herr Schulze der Gegenstand der freundlichen Erörterungen in diesem Kreise gewesen. Man hatte bei jeder Verordnung eine Vergewaltigung, bei jedem Gemeindebeschlusse einen schändlichen Hintergedanken gewittert und seine Klugheit darin bewiesen, jedermann für einen heimlichen Menschenschinder und Spitzbuben zu halten. Als sich nun der Herr Konsistorialrat an der geheiligten Person des Wirts vergriffen und ihn aus dem Schulvorstande entfernt hatte, wurde auch er in eingehende Betrachtung genommen. Als aber die Ablösungsfrage auftauchte, stand es fest, daß es auf eine Verraubung der kleinen Leute abgesehen sei, und daß man dem mit allen Mitteln entgegenzutreten müsse. Sogleich wurde die Losung ausgegeben: Wir lösen nicht ab.

Aber wenn der Pastor die Ablösung beantragt, und wenn es die Großen zufrieden sind, dann hilft das nichts, dann können wir nicht umhin, sagte Maier-Karl.

Karl, erwiderte der Schmied Hentschel, der der Wortführer und der juristische Sachverständige des Kreises war, du bist doch zu dumm. Wer will dich denn zwingen? Nach dem Reichsgesetze darf niemand zu nichts gezwungen werden. Das ist Nötigung und wird mit Gefängnis bestraft. Keine Regierung und kein Ministerium kann die Gemeinde zwingen. Wenn die Gemeinde sagt: Is nicht, dann is es alle. Das nennt man Selbstverwaltung. Wir wollen diesem Pastor schon eins blasen, daß ihm die Ohren brummen.

Der Herr Ablösungskommissarius mit seinem Schreiber kam an, frühstückte auf dem Pfarrhofs und begab sich dann mit dem Herrn Konsistorialrat in den großen Gasthof zum Termin. Der Herr Konsistorialrat hatte gedacht, daß das Geschäft in ein paar Stunden abzuwickeln sei, aber der Termin nahm zwei volle Tage in Anspruch. Und wer weiß, wie lange die Sache gedauert hätte, wenn nicht der Herr Kommissarius viel Übung und Geschick gehabt hätte, mit ländlichen Dickköpfen umzugehen. Die Großen machten keine Schwierigkeiten, sie unterschrieben den Ablösungsvertrag, ohne auch nur zu fragen, was drinstehe. Das sollte einen nobeln Eindruck machen. Die Kossäten waren auch willig, nur ließ sich jeder das Wie und Warum von neuem auseinandersetzen. Als aber die hohen Hausnummern drankamen, wurde die Verhandlung schwierig.

Im Nebenzimmer hatte der katholische Gastwirt Platz genommen als lebendiger Zeuge der schreienden Ungerechtigkeit, daß er als Katholik dem protestantischen Pastor Ablösungsgelder zahlen sollte. Um ihn hatten sich seine Getreuen versammelt. Diese benutzten den Termin als willkommene Gelegenheit, sich einen

Feiertag zu machen und viel Bier zu trinken. Sie steckten also die Köpfe zusammen und wüteten im stillen. Je länger der Termin dauerte, desto mehr belebte sich die Gruppe der Unzufriednen. Man fing an, laut zu räsonniren, auf den Tisch zu pauken und in die offene Thür zu treten und bössartige Bemerkungen zu machen. Jetzt kam Maier-Karl dran. Daß du nicht unterschreibst, sagte der Schmied Hentschel, sonst holt dich der Teibel! Maier-Karl hätte wirklich am liebsten unterschrieben; da er aber nun einmal nicht durfte, setzte er allem Zureden die Hartnäckigkeit der Furcht entgegen. Die Freunde waren Maier-Karl nachgefolgt, an den Tisch des Herrn Kommissarius getreten und redeten mit drein. Hentschel schlug mit der Faust auf den Tisch, daß das Tintensafß erschrocken in die Luft sprang, und rief, das sei eine Ungerechtigkeit, daß an die Kirche gezahlt werden solle, und Kautsch wäre Katholik und nach der Verfassung steuerfrei, und sie hätten den Pastor nicht geufen, und ihretwegen könnte er wieder hingehen, wo er hergekommen sei. Und abgelöst würde nicht, niemals nicht, in keinerlei Weise. Und der schiefe Gelhaar schrie dazwischen: Das ließe alles nur darauf hinaus, daß die Kleinen ausgebeutelt und ausgezogen werden sollten. Da nehmt das nur gleich auch noch! rief er, zog seine Jacke aus und warf sie auf den Tisch.

Das war dem Herrn Kommissarius, der schon manches erlebt hatte, denn doch des guten zubiel, er sprang auf und hatte schon das Wort Staatsanwalt auf den Lippen; aber er bezwang sich, weil er aus Erfahrung wußte, daß durch Drohen die Sache nur schlimmer werde.

Aber liebe Freunde, sagte der Herr Konsistorialrat im mildesten Tone, wer will Sie denn schädigen? Sie haben ja handgreiflichen Nutzen von der Ablösung. Wenn Sie jährlich eine Mark zu zahlen haben, und es wird heute mit dem drei- undzwanzigfachen Betrage abgelöst, so haben Sie in fünfzig Jahren bereits sieben- undzwanzig Mark gespart. Und erwägen Sie doch, das ganze Ablösungskapital ist doch nur eine Bagatelle.

Bagatelle! Das nennen die Reichen Bagatelle! Aber wir müssen davon leben, wer giebt uns was, wenn wir unsern Wochenlohn für die Ablösung hingeben sollen? Ruhe! rief der Herr Kommissarius. Wer nicht dran ist, schweigt oder geht hinaus!

Man zog sich brummend zurück. Der Herr Kommissarius verfuhr nun klüglicherweise so, daß alle, die Schwierigkeiten machten, zurückgestellt wurden. Zuletzt hatte er ein Duzend Ablösungsverweigerer beisammen, von denen sich die Hälfte doch noch bekehren ließ. Aber sechs blieben hartnäckig auf ihrem Nein.

Also Sie wollen nicht unterschreiben?

Nein. Denn es ist eine Ungerechtigkeit —

Ruhe! Sie bestreiten, verpflichtet zu sein, das Quartalgeld zu zahlen, und Sie verweigern die Zahlung?

Nein, das nicht. Das Quartalgeld wollen wir zahlen, aber wir wollen nicht ablösen.

Sie erkennen also Ihre Verpflichtung an, das Quartalgeld zu zahlen, aber Sie wollen nicht ablösen?

Ja, das thun wir.

Schön. Wenn Sie denn nicht anders wollen, so wollen wir das zu Papier bringen, Sie unterschreiben und können gehen.

Das geschah, und der Herr Kommissarius nahm die Unterschrift schmunzelnd entgegen. Denn nun hatte er seine Leute ja in der Hand. Und der kluge Hentschel hatte die Falle nicht gewittert.

Der Herr Konsistorialrat war von dem langen Termin an allen Gliedern wie zerschlagen. Dazu beugte ihn die Erfahrung nieder, daß es bei aller Freundlichkeit und Geduld nicht gelungen war, die Leute von der Wohlthat zu überzeugen, die man ihnen erwies. Und was sollte mit diesen sechs werden? O, sagte der Herr Kommissarius, die werden verklagt und auf Grund der Unterschrift vom Gericht gezwungen, der Ablösung beizutreten.

Das war dem Herrn Konsistorialrat gar nicht recht. Aber es war nicht zu umgehen, die Klagen mußten angestellt werden und wurden angestellt. Und so kam die Ablösung zu stande, und die Bettelglocke verstummte.

Als aber der Herr Konsistorialrat zum erstenmale seine Coupons abschchnitt, that er es mit Seufzen, er hatte das Gefühl, es wäre besser gewesen, wenn schon vor zwanzig Jahren abgelöst worden wäre. Denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er in dem letzten Jahre an Liebe und Vertrauen in seiner Gemeinde nichts gewonnen habe. Vielmehr machte sich eine gegen ihn gerichtete Bewegung im Dorfe mehr und mehr fühlbar. Und warum? Um die 12 $\frac{1}{2}$ Pfennige Quartalgeld. Der Herr Konsistorialrat fing an, zweifelhaft zu werden, ob geben und nehmen wirklich ein Band des Vertrauens knüpfe.

Wasendorf war kein reiches Dorf, der beste Acker war im Besitze von wenig wohlhabenden Leuten, sowie der kirchlichen Institute. Der andre Acker war in kleinen Stücken in den Händen von einigen Kossäten und vielen Häuskern. Der größte Teil der Einwohner besaß gar kein Land und nährte sich von seiner Hände Arbeit und ein paar Morgen Pachtland. Die Pächter waren samt und sonders schlechte Zahler. Warum? Das konnte eigentlich niemand sagen. Es war einmal in der Gegend so Sitte, daß man es mit dem Zahlen an sich kommen ließ. Man hielt es für sein gutes Recht, erst einmal ein Jahr über den Zahlungstermin vergehen zu lassen und dann allmählich mit Abschlagzahlungen zu kommen. Ganz besonders hatte darunter der Ortspfarrer zu leiden. Der braucht es ja nicht, sagte man. Der ist ja unmeneschlich reich. Drei Söhne hat er auf der Schule und in seinem Hause lauter Sammetstühle und Goldbrahmen. Und den ganzen Tag braucht er nichts zu thun als Tabak zu rauchen. Aber wir armen Leute müssen uns die paar Groschen am Leibe abschinden. Das reine Sündengeld ist es, das man zahlen muß. Und so hielt man es für recht und sogar für eine Tugend, vorläufig erst einmal gar nicht zu zahlen.

Der Herr Konsistorialrat, der an Feinlichkeit in Geldsachen gewöhnt war, der auch pünktlich die Pension für seine drei Söhne zahlen mußte, war von einer solchen Saumseligkeit aufs unangenehmste berührt. Er hätte schon längst energisch eingegriffen und die Leute in ihrem eignen Interesse an größere Pünktlichkeit gewöhnt, wenn ihm nicht von allen Seiten abgeraten worden wäre. Thun Sie das ja nicht! Sie kriegen die ganze Gesellschaft auf den Hals. Und wen Sie um die Pacht gemahnt haben, der geht zu Ihnen niemals wieder in die Kirche. Der Herr Konsistorialrat übte also große Geduld. Zuletzt ging es aber doch nicht anders. Ein ganz schlechter Zahler mußte gemahnt werden, und als das nicht half, mußte mit einer Klage gedroht werden. Nun ging's aber los. Was sich denn der Pastor denke? Sie seien ehrliche Leute und wollten niemanden betrügen. Das könne kein Mensch sagen, daß man jemandem schon was weggenommen hätte. (Na na! Der Herr Amtmann hätte manches sagen können, wenn er gewollt hätte.) Aber der Pastor gönne keinem Menschen was, er sei zu interessirt und zu gefährlich. Die Leute verklagen und dann auf die Kanzel treten und predigen, das passe nicht zusammen. So redete man in großen Haufen, und die

Frauen waren die schlimmsten. Der säumige Pächter aber, dem mit der Klage gedroht worden war, verkaufte seinen Weizen, den er viel zu lange hatte liegen lassen, weil er auf höhere Preise spekulirt hatte, brachte sein Geld und erklärte dem Herrn Konsistorialrat, er könne seine, des Pächters, Kirchenstelle verkaufen, er wolle katholisch werden. Der Herr Konsistorialrat erschrak und hätte am liebsten dem Manne sein Geld zurückgegeben.

Nun wurde die Lage noch dadurch erschwert, daß ein paar trockne Jahre schlechte Ernten brachten, und daß, als man sich durch eine bessere Ernte zu erholen hoffte, die Preise in noch nie erlebter Weise stürzten. Der Roggen 116 Mark und der Weizen 130 Mark, und die Gerste wollte überhaupt keiner haben, und die Rüben 75 Pfennige der Zentner, und die Kartoffeln zur Hälfte faul! Und dazu die hohe Pacht und der teure Dünger und die teuern Arbeitslöhne! Dabei konnte doch kein Mensch etwas werden. Die Leute ließen die Ohren hängen. Als nun der Bund der Landwirte in seinen Zeitungen einen Notschrei nach dem andern losließ, wurden diese Notschreie mit Eifer gelesen und beherzigt. Man kam zu der Überzeugung, daß die ganze Welt schlecht sei und darauf ausgehe, die Landwirtschaft zu ruiniren. Statt der Notlage mutig entgegenzutreten, fiel man in Ratlosigkeit und Bitterkeit gegen alles, was nicht Landwirt war. Man sah jedermann, der nicht für den Antrag Kanitz stimmte, für einen Reichsfeind, und jedermann, der nicht 160 Mark für den Weizen bewilligte, für einen Juden an. Wer aber bar Geld haben wollte, der war geradezu ein Übelthäter. Man sah nur sich selbst und seinen persönlichen Vorteil, man hielt es für sein gutes Recht, die eigne Begehrlichkeit zu nähren. Man lernte sich selbst für einen Märtyrer, den Verpächter, und wenns der Pfarrer war, als Feind und dessen gutes Recht als Unrecht ansehen. Das hatte zwar der Bund der Landwirte nicht gewollt, aber die Wirkung war unbestreitbar vorhanden.

Im Herbst wurden fünfzig Morgen Kirchenacker in Wasendorf pachtfrei. Leute, hieß es im Dorfe, es giebt billiges Land! Wenn wir zusammenhalten, giebt es billiges Land! Daß keiner mehr als zehn Mark für den Morgen bietet! Zehn Mark, wurde eingewendet, ist immer noch Heidengeld. Acht Mark, sechs Mark sind auch genug.

Ich gebe gar nichts, sagte der Schmied Hentschel, ihr sollt sehen, sie laufen noch hinter uns her und bitten uns um Gottes willen, daß wir ihnen den Acker abnehmen. Dann kriegen wir ihn für drei Mark.

Es wurde Termin gehalten. Man machte klägliche Angebote. Sonst hatte man dreißig, vierzig Mark gegeben, jetzt waren zehn Mark noch zu viel. Auf einzelne Anteile, die nicht ganz bequem lagen, wurde überhaupt nicht geboten. Der Gemeindefkirchenrat konnte zu einem solchen Mißgebot keinen Zuschlag erteilen. Es wurde ein neuer Termin angesetzt, aber der Erfolg war nicht besser. Ganz zuletzt erschien Herr Großkopf und bot elf Mark, und zwar für den ganzen Plan, Morgen für Morgen elf Mark. Da niemand mehr bot — denn es fürchtete sich einer vor dem andern —, so erhielt Herr Großkopf den Zuschlag, und die ein seines Geschäft hatten machen wollen, hatten nun gar nichts und schauten sich mit nicht gerade erleuchteten Mienen an.

Darob erhob sich abermals großes Geschrei, und der Zorn der enttäuschten Pächter richtete sich gegen den armen Herrn Konsistorialrat, der pflichtgemäß gar nicht anders hatte handeln können, als er gethan hatte. Da müßte doch kein Gott im Himmel sein, wenn so etwas durchgehen sollte, riefen die erbosten Weiber, die nun freilich nicht wußten, wie sie ihre Kuh und ihr Schwein ernähren sollten.

Man dachte alles Ernstes daran, eine Beschwerde ans Konsistorium zu richten, in der der Pastor wegen Wucher und Übervorteilung armer Leute verklagt werden sollte.

In demselben Herbst war auch ein Plan Pfarracker von sechzig Morgen neu zu verpachten. Na warte, Pastor, hieß es im Dorfe, du sollst uns schon kommen.

Kinder! Kinder! sagte die alte Nöse, eine alte Witwe, die in ihrer Jugend ein gutes Stück Welt gesehen und sich ihr Teil dazu gedacht hatte, treibt es nicht zu toll! Wie oft hat mir mein Vater seliger erzählt, wie es war, als die Pastoren hier zu Lande noch selbst wirtschafteten. Da war nicht eine Handbreit Pachtland zu haben, und alles hing vom Rappstedtschen Amtmann ab und mußte froh sein, für zwei Groschen und was zu essen Arbeit zu kriegen. Nun seht euch einmal das Dorf an, wie sichs geholfen hat. Ihr sagt immer, ihr müßt den Pastor ernähren, nein, er ernährt euch. Und wenn ihr das auf die Spitze treibt, so könnt ihrs erleben, daß ihr wieder auf dem Gute um den sechzehnten Scheffel dreschen müßt.

Aber da war kein Hören. Die Leute waren wild und wollten durchaus billiges Land haben. Man bot Sammerpreise, noch nicht einmal so viel wie für den Kirchenacker.

Das ist unrecht von den Leuten, sagte der Rappstedtsche Amtmann zum Herrn Konsistorialrat, man kann ja bei den schlechten Preisen keine sechsunddreißig Mark mehr geben, aber fünfundzwanzig, auch sechsundzwanzig gebe ich noch, wenn ich den Plan im ganzen haben kann.

Da war der Herr Konsistorialrat in großen Nöten. Wenn er, um in Frieden mit seinen Bauern zu leben, ihnen sein Land preisgab, so verlor er vierfünftel seines Einkommens. Wovon sollte er dann leben, wovon seine Söhne auf der Schule unterhalten? Wenn er an das Amt verpachtete, so war der Bruch mit der Gemeinde vollständig und unheilbar. Und wie ihm, so ging es vielen andern in der Gegend.

Es gab hier nur eine Hilfe: die Verpachtung und die Einziehung des Pachtgeldes mußte in die Hände eines Beamten gelegt werden, der nicht vom Pfarrer, sondern von der Kirchenbehörde angestellt wurde. Der Herr Konsistorialrat setzte sich also hin und legte dem Consistorio seine Lage und seinen Plan dar und bat in seinem und vieler Amtsbrüder Namen, die Geldfrage, die sich zwischen Pfarrer und Gemeinde gedrängt habe, zu beseitigen. Worauf er nach gemessener Zeit folgende Antwort erhielt: Wir haben die Darlegung Ew. Hochwürden mit Interesse gelesen und beklagen die Schwierigkeiten, die sich in Ihrer Gemeinde herausgestellt haben. Aber wir können doch nicht zugeben, daß ein Notstand vorhanden sei, der das Eingreifen der Behörden forderte. Wir würden es vielmehr für einen Notstand halten, wenn der unmittelbare Verkehr von Pfarrer und Gemeinde durch Eintritt eines Verpachtungsbeamten gestört werden sollte. Denn aus diesem unmittelbaren Verkehr ergibt sich bei den einfachen ländlichen Verhältnissen ein Segen für das geistliche Amt, der größer ist, als der Unsegen, den vorübergehende Schwierigkeiten bringen können. Wir sind überzeugt, daß die Herren Pfarrer die gegenwärtige Not, deren Schwere wir durchaus würdigen, mit christlicher Geduld tragen und ihr Pfarramt mit um so größerer Freude verwaltet werden, als sie sich bewußt sind, Freud und Leid mit ihren Gemeinden getragen zu haben.

Der Herr Konsistorialrat ließ den Arm mit dem Schriftstücke sinken und ver-

sank in tiefes Sinnen. Alle die wohlgemeinten schönen Verfügungen, mit denen er früher die lieben Brüder hatte stärken wollen, tauchten in seiner Erinnerung auf. Wenn er mit ihnen denselben Eindruck gemacht hatte, wie dieses Schreiben auf ihn, so hatte er nicht viel Freude angerichtet. Er legte die Epistel zu dem übrigen und schloß feufzend den Pachtkontrakt mit dem Rappstedter Amtmann ab.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Von der schönen kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Die Parlamentsverhandlungen der letzten drei Wochen liefern eine hübsche Beispielsammlung zu einem der wichtigsten Säße der Volkswirtschaft. Am 5. März lenkte im preußischen Abgeordnetenhaus der Abgeordnete Knebel „die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Gefahr der Einfuhr ausländischen Obstes hin“; auf 117 000 000 Kilogramm sei die Einfuhr gestiegen. Denn wenn eine Mutter sich freut, daß sie jedem ihrer Kinder täglich einen Apfel geben und ihrem magenleidenden Mann öfters Backpflaumen als Kompott vorsezen kann, weil beides billig ist, so ist das natürlich in unsrer unvergleichlich schönen Wirtschaftsordnung ein Unglück, gegen das sofort der Staat einschreiten muß. Am 12. März klagte im Reichstage jedermann jeden an wegen des unglückseligen Zuckergesetzes. Keiner wollte es gewesen sein, auch Herr Paasche nicht; der Balg, meinte er, habe zu viele Väter, als daß er sich dafür verantwortlich fühlen könne; er weiß nicht einmal mehr, wie er gestimmt hat. Aber diese Väter sind doch lauter eminent staatserkhaltende Männer, die nicht allein den Patriotismus, sondern auch die Weisheit in Erbpacht haben. In Frankreich hat sich an den letzten Debatten über die Zuckersteuer der sozialistische Abgeordnete Jaurès sehr lebhaft beteiligt, und da klagt nun Leroy-Beaulieu im *Economiste*: „Es ist bedauerlich, daß man in dieser Debatte die Initiative aller Verbesserungsanträge, von denen einige unpraktisch, andre aber durchaus annehmbar waren, Herrn Jaurès überlassen hat. Dadurch hat man den Sozialistenführer auf ein höheres Postament gestellt und ihn in die beneidenswerte Lage gebracht, in vielen Fällen den gesunden Menschenverstand vertreten zu haben, und man hat ihn oben-drein zum Haupt der 220 bis 250 Deputirten erhoben, die gegen das Gesetz stimmten.“ Am 13. März zog im preußischen Landtage Graf Raniß gegen das Kohlenyndikat des Ruhrgebiets los, empfahl dem Eisenbahnminister die englischen Kohlen und ausländische Schienen und sprach seine Freude darüber aus, daß der Anspuch der Bergarbeiter auf mindestens 1500 Mark Einkommen als berechtigt anerkannt werde (von der öffentlichen Meinung, muß man ergänzen; die Rechen haben ihn bis jetzt nicht anerkannt). Selbstverständlich beteuert der agrarische Graf, daß ihm das Gedeihen der deutschen Kohlen- und Eisenindustrie nicht weniger am Herzen liege wie den Besitzern der Werke; nur ist es die Frage, ob ihm diese Herren glauben werden; vermag er doch auch die Liebe der Getreidehändler zur Landwirtschaft nur schwer für echt zu halten. In mehreren Sitzungen sodann gerieten einander die Agrarier von Ost und West wieder einmal wegen der Staffeltarife in die Haare, und auch die Feindschaft gegen die Kanäle kam gelegentlich wieder